

Michael Buckmiller, Dietrich Heimann, Joachim Perels (Hrsg.): Judentum und politische Existenz. Siebzehn Porträts deutsch-jüdischer Intellektueller, Offizin Verlag Hannover 2000, 419 S. (44 DM)

Zu den allerübelsten Nazi-Argumenten, mit denen die Ausgrenzung deutscher Intellektueller jüdischer Herkunft legitimiert und damit deren Vertreibung oder gar Vernichtung vorbereitet wurde, gehörte die Behauptung, sie seien in Deutschland »überrepräsentiert«. Nicht verdrängen: Heutzutage sind gleichen Stammes und Niveaus die Parolen: »Arbeit zuerst für Deutsche!« oder »Kinder statt Inder!« oder »Juden gehören nach Israel«, aber auch das dem Artikel 116 unseres Grundgesetzes zugrunde liegende Blut-und-Boden-Konzept des Staatsbürgerrechts. Es wird wohl noch lange dauern, bis sich die Einsicht durchgesetzt hat, daß die Anerkennung der einem jeden Menschen zustehenden gleichen Würde (Artikel 1 des Grundgesetzes) die Gleichsetzung von Volk und Bevölkerung in einem Staate erfordert, wenn es demokratisch und menschenrechtlich zugehen soll. *Bertolt Brecht* war es übrigens, der nach der »tausendjährigen« Barbarei notierte: »Reden wir eine Zeitlang nicht mehr vom Volk. Reden wir von der Bevölkerung«.¹

Die im vorliegenden Band von vierzehn Autoren verfaßten Beiträge sind allesamt aus den Quellen erarbeitet und bieten den neuesten Forschungsstand. Sie betreffen zwischen 1870 und 1906 in Deutschland geborene, zwischen 1919 und 1982 im Exil oder in Deutschland verstorbene oder aber ebendort ermordete Intellektuelle unterschiedlichen Glaubens und Wissens. Darunter sind weltbekannte – wie *Adorno, Arendt, Benjamin, Bloch, Buber, Elias, Fromm, Horkheimer, Landauer, Lessing, Marcuse, Scholem* –, aber auch andere, nur der jeweiligen Fachwelt geläufige, wie *Ernst Fränkel, Robert R. Geis, Franz L. Neumann, Werner Scholem* und *Ernst Simmel*. Humanisten waren sie alle, auch wenn ihre jeweilige Weltanschauung von ansonsten gegensätzlichen Gedanken und Gefühlen ge-

prägt war, von einem gewaltfreien Anarchismus etwa oder einem egalitären Liberalismus, von einem moralischen Demokratismus, einem sozialdemokratischen Sozialismus oder aber einem radikalen Kommunismus.

Genau genommen erwiesen sich auch alle als Utopiker. Ihre Hoffnungen, gleich ob von einem gläubigen Messianismus oder einem historischen Materialismus getragen, zielten auf einen Nicht-Ort, einen Nochnicht-Ort. Auch wenn einige dieser deutsch-jüdischen Intellektuellen es nicht würden wahr gehabt haben wollen: ihre je eigenen Wahrheiten haben (bis heute!) noch keinen Realisierungsraum finden können. Es sind immer noch Gegenentwürfe zur existenten Welt des Realkapitalismus. Diese Konzeptionen entwerten dabei weder die Gegenwart verantwortungslos noch entlarven sie sich selbst als Drogen enttäuschter Träumer. Lenins Behauptung von 1912, daß Marxisten allen Utopien feindlich gegenüberstehen², kann nach allem, was die Gegenwartsgeneration erlebt hat, auch von heutigen Marxisten nicht mehr ernsthaft aufrechterhalten werden. *Werner Scholems* Lebens- und Leidensweg ist exemplarisch: Aufgewachsen in einer wohlhabenden bürgerlich jüdischen (deutsch-patriotischen) Familie, zunächst Zionist, dann Sozialdemokrat, dann antimilitaristischer Liebknecht-Bewunderer, dann von säkularisiert-messianistischen Vorstellungen beeinflusster Marxist, dann Berufsrevolutionär, Reichstagsabgeordneter, Politbüromitglied der KPD, die ihn als »Ultralinken« 1926 aus ihren Reihen exkommuniziert; bleibt (seiner Meinung nach) Leninist, wird in der Nacht des Reichstagsbrandes verhaftet, nach zweijähriger Untersuchungshaft vom Volksgerichtshof freigesprochen, aber sofort ins KZ verschleppt, wo er sich als ehemaliger Parlamentarier und Anwalt zu einem der Fürsprecher für alle Gruppen von Häftlingen, für Kriminelle, Katholiken, Juden, Sozialdemokraten und Kommunisten entwickelt; freilich wird ihm wegen seiner Nichtreligiosität von einigen Juden und wegen seines Antistalinismus von einigen KPD-Dogmatikern die Solidarität verweigert. Im Juli 1940 wurde er im KZ Buchenwald ermordet.

In tiefer Trauer legt man dieses Werk aus der Hand. Ob es sich um den »hebräischen Humanismus« eines *Martin Buber* handelt oder um

den zwischen allen Stühlen sitzenden *Theodor Lessing*, ob man mit *Max Horkheimer* neben *Kant*, *Hegel*, *Marx* und *Nietzsche* auch das Judentum als Quelle emanzipatorischen Denkens lebenslang beibehält – es ist der, eine Unendlichkeit des Möglichen erschließende Reichtum an Gedanken, der die Frage nach dem Warum ihrer Nichtverwirklichung ebenso wie die Frage unabweisbar macht, warum ihre Urheber unterdrückt, verjagt oder gar ermordet wurden.

Da von Trauer gesprochen wurde: Ist sie tief genug, verwandelt sie sich in Zorn ...

HERMANN KLENNER

1 Bertolt Brecht: Werke, Bd. 23, Berlin/Weimar/Frankfurt 1993, S. 101.

2 Wladimir I. Lenin: Werke, Bd. 18, Berlin 1962, S. 351.

Ruth May:
Planstadt Stalinstadt.
Ein Grundriß der frühen DDR –
aufgesucht in Eisenhüttenstadt.
Verlag Institut für Raumplanung
der Universität Dortmund,
Fakultät Raumplanung
Dortmund 1999 (Dortmunder
Beiträge zur Raumplanung. 92)
491 S. (64 DM)

Ruth May hat eine umfassende Abhandlung über die Vor- und Frühgeschichte Eisenhüttenstadts vorgelegt, in der das einstige Stalinstadt als Ensemble gesellschaftlicher Verhältnisse in der frühen DDR erscheint. Ihr Buch »Planstadt Stalinstadt« trägt seinen Untertitel »Ein Grundriß der frühen DDR – aufgesucht in Eisenhüttenstadt« mit vollem Recht. Es enthält weit mehr als die unmittelbare Vor- und Planungsgeschichte der »Wohnstadt« des Eisenhüttenkombinats Ost (EKO) bei Fürstenberg an der Oder im Zeitraum 1950 bis 1953 und als die Bau- und Stadtgeschichte dieses Gemeinwesens (das unmittelbar nach Stalins Tod in Stalinstadt umbenannt wurde) von 1951 bis zum Jahr 1961, als es nach der Vereinigung mit Fürstenberg den Namen Eisenhüttenstadt erhielt. Die eingehenden und sachkundigen und darüber hinaus sehr lebendigen Darstellungen dieser Stadtgeschichte, der Aktivitäten,

Interessen und Probleme der Planer, Bauarbeiter, Werksarbeiter, Gewerkschafter, Kommunalpolitiker und Staatsmänner (ich verzichte auf die weibliche Form, weil Frauen in der Stadtgeschichte kaum hervortreten konnten) sowie der städtebaulichen Resultate enthalten nämlich nicht nur vielfältige Verweisungen auf die Gesamtgeschichte der DDR-Gesellschaft, sondern werden durch ausführliche Erläuterungen gesamtgesellschaftlicher und geschichtlicher Vor- und Randbedingungen der Ortsgeschichte ergänzt. Diese können als Untersuchungen eigenen Rangs gelten. Eigens behandelt werden so die politischen und wirtschaftlichen »Konstitutionsbedingungen der DDR«, die Vor- und Frühgeschichte des EKO sowie der kulturpolitische Kontext und die neuere Ideen- und Realgeschichte der Stadtplanung in der UdSSR, der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und der DDR. Eine Reihe von interviewbasierten Exkursen beziehungsweise Interviews mit Akteuren und/oder Experten, zum Beispiel dem Stadtarchitekten Herbert Härtel, dem Eisenhüttenstädter Metallurgie- und Sicherheitsmeister Horst-Dieter Sallani, dem Berliner Historiker und EKO-Spezialisten Jochen Černý und dem Dortmunder Eisen- und Stahlwirtschafts-Fachmann Hermann Bömer ergänzen die Abhandlung auf das lebhafteste.

Was lernt man nun aus dem Buch über Stalin/Eisenhüttenstadt und über die Gesellschaft von SBZ und DDR? So ungeheuer viel, daß man zunächst nur willkürlich einige Punkte herausgreifen kann. Als erstes eine gute Nachricht: »Das Überraschende an Eisenhüttenstadt ist die Qualität der Planung, die sich unter heutigen Bedingungen bewährt, unter Bedingungen, die beim Bau der Stadt nicht abzusehen waren. Die Musterstadt des Sozialismus geht nicht mit ihm unter, sondern sie erfährt eine Blüte. Der Stahlstandort ist gesichert und wurde in den letzten Jahren ausgebaut und modernisiert. [...] Eisenhüttenstadt ist eine lebendige Stadt, mit der die Leute zufrieden sind« (S. 11).

Dann manche überraschende Widersprüche, die das politische und planerische Handeln und Verhalten beim Aufbau und bei der Entwicklung von Werk und Stadt kennzeichnen: daß 1950 mit den Bauarbeiten für das Eisenhüttenwerk angefangen wurde, ohne daß die

Pläne dafür fertig waren (S. 366, 371f); daß der Aufbau von Werk und Wohnstadt zwar zunächst zentral geplant wurde, daß es dabei aber harte Konkurrenzen und Divergenzen gab, zum Beispiel zwischen Industrie- und Aufbauministerium (S. 149ff); daß bekanntlich in der DDR der Zentralstaat und der Generalsekretär der SED das Sagen hatten, daß aber schon 1952/53 die Gewerkschaft und örtliche SED-Sprecher, der Stadtrat und die Hausgemeinschaften auf das heftigste Ansprüche der vom Aufbau Betroffenen geltend machten und in beachtlichem Maße Selbstbestimmung dieser Beteiligten durchsetzten (S. 176-179, 192-197, 219-239); und nicht zuletzt die Gegensätze zwischen parteiamtlicher und wissenschaftlicher Geschichtsschreibung innerhalb der DDR, deren Beziehungen auch etwas verwickelter waren, als sich das seinerzeit und späterhin die BRD-Propagandisten vorstellten (S. 365ff).

Schließlich eine weitere Nachricht, die schwer zu beurteilen ist: Die Gesellschaftsgeschichte der DDR, deren politische Führer sich bekanntlich erst 1952 entschlossen, einen »Aufbau des Sozialismus« in Angriff zu nehmen, und das Denken, Tun und Lassen dieser Politiker reichen tief in die Real- und Ideengeschichte der bürgerlichen Gesellschaft hinein, und zwar keineswegs nur und vielleicht nicht einmal in erster Linie in die Geschichte der sozialistischen Arbeiterbewegung und ihrer Theoretiker, sondern auch in genuin bourgeoise Traditionen. Das zeigte sich auf das deutlichste in der alltäglichen Politik und Planung. Die Wohnstadt beim EKO, bei der es zunächst um eine städtische Wohnsiedlung für die vorhandenen beziehungsweise geplanten Bau-, Hochofen- und Stahlarbeiter ging, war untrennbar mit dem Projekt der Schaffung einer schwerindustriellen Basis für eine selbständige DDR im ersten Fünfjahresplan verbunden, und ihr Aufbau selber wurde »als die Chance begriffen, eine sozialistische Industriestadt als nationales Projekt zu bauen« (S. 165). Das wirkte sich bis in die Wettbewerbsentscheidungen über die Entwürfe der Stadt, die als Modellstadt galt, hinein aus: Siegreich war, wohl nicht ohne Anwendung von Tricks und Ellbögen, ein Entwurf, der »eine historisch gemilderte Moderne« versprach (S. 167). Gebaut wurde eine Stadt, einerseits dank der

wirtschaftspolitischen Strategie, die industrielle Produktion per se, insbesondere durch schwerindustrielle Produktion, zu steigern, und die andererseits der kulturpolitischen Strategie entsprang, die Staatsbürger/innen durch Pflege des bürgerlichen Kulturerbes, darunter sogenannter nationaler Bautraditionen, mit der Staatsmacht zu versöhnen. Der erste Stadtentwurf für die Wohnstadt »repräsentiert ästhetisch vor allem eines: Es ist eine Stadt. Die Industriestadt, funktionaler Anspruch der industriellen Gründung einerseits, kultureller Erbeauftrag andererseits, gibt sich so, als ob man den Sozialismus mit Planung und Ästhetik versinnbildlichen wollte, in der Emphase, das glückliche Leben planen zu können« (S. 147). Manche Häuser haben, wie der »Generalprojektant Stalinstadt« heute stolz berichtet, »Runderker [...] und sogar Fachwerk« (S. 172). Überhaupt kennzeichnet das öffentliche Leben dieser Gesellschaft einerseits der Druck, die industrielle Akkumulation und die hiermit verbundenen Konsumtionsbeschränkungen durchzusetzen, andererseits eine »Ästhetik«, die »den Sozialismus als Gesamtkunstwerk [inszeniert], das die fortbestehenden sozialen und politischen Gegensätze zum Verschwinden bringt« (S. 219). Das Buch enthält eine Fülle von Hinweisen auf diese herkömmlich-gutbürgerliche Arbeits- und Lebensweise in sozialistischer Gestalt, auf den Wachstumszwang der Wirtschaft und die »Allgemeinverträglichkeit« der Kultur (S. 84), die auf der Basis staatlichen und genossenschaftlichen Eigentums erneut hergestellt und weiter entwickelt wurden. Man fragt sich, ob sie in der DDR wirklich all die Dinge (oder jedenfalls die meisten) tun mußten, die sie gemacht haben. Und da es ja durchaus sein kann, dass das so war, fragt man sich weiter: Ob sie das unbedingt Sozialismus nennen mußten; und falls ja, warum?

Der Eingangssatz, daß Stalinstadt als Ensemble gesellschaftlicher Verhältnisse in der frühen DDR erscheint, knüpft an die 6. Feuerbach-These von Karl Marx an, derzufolge »das menschliche Wesen [...] in seiner Wirklichkeit [...] das ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse [ist]«. Die Bestimmung »in seiner Wirklichkeit« (auf deren Bedeutung Klaus Irmer in »Arbeit und Sexualität«, 1995, S. 162ff hingewiesen und die er ausgedeutet

hat) kann als das räumlich und zeitlich bestimmte menschliche »Gemeinwesen« begriffen werden, in welchem das menschliche Wesen das Ensemble gesellschaftlicher Verhältnisse ist. Im Falle einer der gütererzeugenden Wirtschaftstätigkeit angeschlossenen Stadt-siedlung ist das sicher stets ein Gemeinwesen in entfremdeter Gestalt, auch wenn die Eisenhüttenstädter gar nicht mal so schlecht gefahren sind, aber darauf kommt es hier nicht an. Ich will vielmehr darauf hinaus, daß man sich, wie das Buch von Ruth May zeigt, einen riesigen Erkenntnisgewinn verschaffen kann, wenn man Menschen und menschliche Gesellschaften durch Untersuchung räumlich und zeitlich bestimmter Gemeinwesen erforscht, die konkret existieren, somit eine wirkliche (wieder mit Marx) »Einheit des Mannigfaltigen« bilden. Die Überlegenheit einer Gesellschafts- und Planungswissenschaft, die geographisch und historisch und, im genannten Sinne, konkret ansetzt, gegenüber dem vorherrschenden sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Gebrabbel tritt in dem Werk von Ruth May klar zutage.

Wenn man wissen will, wie schwierig es ist, den – wie man so sagte – »Sozialismus aufzubauen«, sollte man dieses Buch lesen. Wenn man herausbekommen will, warum das den Kommunisten in Deutschland im 20. Jahrhundert nicht gelungen ist, sollte man dieses Buch besonders sorgfältig lesen. Und wenn man sich weder für die eine noch für die andere Frage interessiert, dann gibt es noch einen dritten Grund für die Lektüre dieses Buchs: sie macht einfach Spaß.

KARL HERMANN TJADEN

**Karl Betz, Tobias Roy (Hrsg.):
Privateigentum und Geld.
Kontroversen um den Ansatz von
Heinsohn und Steiger,
Metropolis-Verlag Marburg 1999,
358 S. (58,00 DM)**

Dieses als Band 24 in der Reihe »Studien zur monetären Ökonomie« veröffentlichte Buch verdankt seine Entstehung einer Konferenz, welche im Herbst 1996 an der Freien Universität Berlin zu Fragen des Eigentums und des

Geldes stattfand. Während sich sonst derartige Veranstaltungen, was den wissenschaftlichen Meinungsstreit anbelangt, eher durch eine Kultur der absichtsvollen wechselseitigen Ignoranz zwischen den Kontrahenten auszeichnen, verlief diese Konferenz ungewöhnlich kontrovers. Es ist das Verdienst der Herausgeber, diesen Meinungsstreit umfassend festgehalten zu haben und ihn nun auch einem breiteren Publikum zugänglich zu machen.

Grundlage für die Diskussion war das damals gerade erschienene Buch von Heinsohn und Steiger (G. Heinsohn, O. Steiger: Eigentum, Zins und Geld: Ungelöste Rätsel der Wirtschaftswissenschaft, Reinbek 1996), in dem die Autoren zum ersten Mal ihre geldtheoretische Position umfassend und systematisch dargelegt haben. Dieser, in der »scientific community« heftig umstrittene Theorieansatz spiegelt sich bereits im Titel des Konferenzbandes wider, denn im Kern geht es Heinsohn und Steiger um nichts anderes als die Herleitung des Geldes aus dem Privateigentum. Sie definieren Geld als »anonymisiertes Anrecht auf Eigentum«, das nur »gegen die Blockierung von Eigentumstiteln in die Welt kommt« (S. 321). Dieser Ansatz bedeutet gegenüber anderen Gelderklärungen nicht nur eine Neuerung, sondern einen paradigmatischen Bruch. Am leichtesten läßt sich dies begreifen, wenn man dazu die landläufigen Gelderklärungen heranzieht. Es sind dies in der Hauptsache drei: Erstens die Herleitung des Geldes aus dem Tausch (Aristoteles, Smith, Marx, Menger u.a.), zweitens aus Opfergaben und sakralen Riten (Laum, Gerloff u.a.) und drittens aus Kontrakten (Keynes). Von all dem findet sich in der hier diskutierten Position nichts mehr. Statt dessen konfrontierten die beiden Bremer Wissenschaftler ihr Publikum 1996 mit einer Gelderklärung aus dem Eigentum. Aber damit nicht genug: Sie verbinden dies zugleich auch noch mit dem Anspruch, endlich geklärt zu haben, was »Wirtschaften« eigentlich bedeutet, wie der »Zins« zu begründen ist und wie Ökonomie, Recht und Geschichte aufeinander bezogen sind. Dies stieß natürlich auf ein geteiltes Echo. So finden sich in dem Buch ebenso Äußerungen euphorischer Zustimmung (Stadermann, Muchlinski u.a.) wie vehementere Ablehnung und Distanzierung – wobei letztere überwiegen. Dabei gehen einige

Autoren sehr weit, zum Beispiel wenn Heinsohn und Steiger ihr eigener Erklärungsansatz als ein »imperialer Anspruch« (S. 123) vorgehalten wird, bei dem die Wissenschaftlichkeit »auf der Strecke« bleibe (S. 327). Oder wenn Hajo Riese schreibt, daß Heinsohn und Steiger durch die Veröffentlichung ihres Buches zu »typischen cranks« geworden seien, die »zwar beachtet werden, die die Profession aber nicht ernst nimmt« (S. 146) und bei deren Thesen es sich um »Unsinn« handle (S. 153). Ein anderer Kritiker mutmaßt, daß der ganze »wortreiche Eigentumsjargon« Heinsohns und Steigers lediglich verdecken soll, daß sie, was die entscheidenden Erklärungen anbelangt, letztlich »mit leeren Händen dastehen« (S. 170). »Was ökonomische Theorie begründen soll«, so das Verdikt Rieses, »erweist sich als eine unzulässige Verwendung von Kategorien und was als wissenschaftliche Revolution gedacht war, kaputtliert die Autoren aus der scientific community« (S. 146). Und Roy fügt hinzu, daß »wirtschaftspolitisch gehaltvolle Analysen und Prognosen auf der Grundlage eines solchen theoretischen Fundamentes nicht zu erwarten« (S. 173) sind.

Das ist zwar hart, aber keineswegs das letzte Wort. Die derart Angegriffenen erhielten Gelegenheit, sich zu den Vorwürfen und Kritiken zu äußern, wovon sie dann auch wortreich Gebrauch machten (vgl. S. 311ff.). Es ist hier nicht der Ort, die dabei vorgetragene Positionen und Gegenpositionen bewertend zu kommentieren. Aber soviel soll gesagt werden: Auch die Kritiker sind in ihren Argumentationen keineswegs frei von Schwächen und Fehlern.

Den größten Gewinn zieht der unvoreingenommene Leser aus der Lektüre dieses Buches, wenn er sich keiner der hier vertretenen Auffassungen anschließt, sondern dem Streit der Kontrahenten einfach nur zuschaut – wie einst die Chinesen dem Kampf der Tiger in der Tiefe der Schlucht. Das sehen auch die Herausgeber so, indem sie empfehlen, der Leser möge sich »über die Validität der ausgetauschten Argumente selbst ein Urteil bilden« (S. 16). Dies wird jedoch, ohne daß dafür bestimmte Voraussetzungen gegeben sind, kaum möglich sein. Insofern sei davor gewarnt, dieses Buch ohne fachliche Vorkenntnisse zu lesen. Neben dem hier diskutierten und damit

ohnehin vorausgesetzten Werk von Heinsohn und Steiger, das in einer umfangreichen Bibliographie (vgl. S. 55 bis 71) dokumentiert wird, ist dazu auch die Kenntnis der klassischen, neoklassischen, keynesianischen und monetärkeynesianischen Grundauffassungen zum Geld von Nutzen, wenn nicht gar unabdingbar. Auf dieser Grundlage läßt sich dann aus der Lektüre viel lernen, denn die hier vorgetragene Argumente besitzen alle eine bestimmte Plausibilität und theoretische Tiefe. Wo trotz aller Überzeugungskraft und Stringenz doch noch Schwachstellen zu finden sind, zeigt die jeweilige Gegenposition auf. Diese muß dafür selbst theoretisch keinesfalls »besser« sein, sondern bloß zutreffend, was bestimmte, hier interessierende Punkte anbelangt. Dies gilt zum Beispiel für den Beitrag von Walter Heering, welcher die Lösung des Geldrätsels weder in den Ansätzen der Bremer noch der Berliner monetärkeynesianischen Schule sieht, deren Vertreter sich die Hauptgefechte liefern, sondern in Ansätzen der »modernen neoklassischen Theorie« (S. 101), welche jedoch von den anderen Diskutanten übereinstimmend verworfen wurden. Obwohl, im Ganzen gesehen, weder die hier vorgetragene, der neoklassischen Orthodoxie verpflichtete Position noch die Polemik gegenüber Heinsohn und Steiger überzeugen, ist Heering doch unbedingt darin zuzustimmen, daß es »wesentlich der Geringschätzung der Rolle der sozialen Beziehungen und Funktionen geschuldet (ist), daß es der ökonomischen Forschung bislang nicht gelungen ist, eine in sich schlüssige und befriedigende Geldtheorie zu entwerfen« (S. 134).

Mit der Ausgliederung der Wirtschaftswissenschaften aus den Sozialwissenschaften wurde die Chance, eine derart komplexe und nur sozialökonomisch faßbare Kategorie wie das Geld zutreffend zu erklären, vertan. Deshalb bereitet jede rein ökonomische Behandlung des Geldproblems Unbehagen und kann die Defizite bei der Erklärung des Geldes nicht beseitigen. Diese Erkenntnis ist keinesfalls neu, sondern findet sich bereits bei Schumpeter, welcher das Geld als »ein Element des sozialen Gesamtprozesses« begreift und als solches als »Angelegenheit sowohl der ökonomischen Theorie als auch der Soziologie« sowie »endlich der geschichtlichen, ethnologischen und statistischen ›Tatsachenforschung«

(Schumpeter, A.S.: Das Wesen des Geldes, Göttingen 1970, S. 12.). Dahinter sollte man keinesfalls zurückfallen.

Im übrigen hätte es der Darstellung der Grundpositionen von Heinsohn und Steiger nicht geschadet, wenn sie darauf verwiesen hätten, daß die ökonomische Klassik dem Eigentum einen weitaus größeren Stellenwert eingeräumt hat als dies heute die neoklassische und die keynesianische Volkswirtschaftstheorie tun. Tobias Roy hat daher zu Recht darauf verwiesen, daß es Marx war, der schon 1867 betont hat, daß, bevor »die Warenhüter« ihre Waren aufeinander beziehen, also sie tauschen können, sie sich »wechselseitig als Privateigentümer anerkennen (müssen)« (Karl Marx: Das Kapital. Erster Band, in: Karl Marx, Friedrich Engels: Werke, Bd. 23, S. 99.), womit dem Tausch und der Existenz des Geldes als Tauschmittel das Privateigentum vorausgesetzt wird.

ULRICH BUSCH

Wolfgang Hütt: Schattenlicht. Ein Leben im geteilten Deutschland, fliegenkopf verlag Halle 1999, 488 S.

Autobiographien können gerade in Umbruchszeiten viel dazu beitragen, die allgemeinen Züge von Geschichtsabläufen, die obendrein häufig durch griffige Schlagworte versimpelt werden, differenzierter zu begreifen und schematischen Urteilen den Boden zu entziehen. Besonders reizvoll sind die von Personen, deren Lebensweg sowohl durch die Lebenswelt der »normalen« oder »kleinen« Leute, als auch in solche Bereiche führte, in denen der einzelne etwas über die eigene, private Sphäre hinaus bewirken konnte. Zusätzlich bemerkenswert wird das, wenn es sich sozusagen um einen »deutsch-deutschen« Weg handelt.

Der Kunsthistoriker Wolfgang Hütt, Jahrgang 1925, veröffentlichte 1982 einen ersten Lebensbericht (*Heimfahrt in die Gegenwart*, Henschelverlag Berlin), der vor allem Lesern in der DDR eine ihnen mittlerweile in jeder Hinsicht ferngerückte, von Berufswechseln und Arbeitslosigkeit der Eltern geprägte Kind-

heit in Wuppertal, sowie Jugend in Nazizeit und Krieg vorstellte. Das lebendig und detailreich geschriebene Buch fand rasch auch in der Heimat des Autors viele Leser, und 1997 brachte der Born-Verlag in Wuppertal eine überarbeitete Fassung heraus. Das Buch von 1982 führte bis zu dem Zeitpunkt, da der eigensinnige Hütt 1949 aus der SED ausgeschlossen und als Redakteur vom Rundfunksender Halle entlassen wurde. Zufälle des Kriegsverlaufs und Kriegsendes wie seine bis dahin gewonnenen politischen Ansichten hatten den jungen Mann aus dem Bergischen Land an diesen Ort gebracht – und er blieb dort, auch als er zunächst wieder in den erlernten Maurerberuf zurück mußte. Der Genosse, der seinen Parteiausschluß betrieben hatte, war hingegen später Moderator in der ARD.

Jetzt legt der Vierundsiebzigjährige den Anschlußband vor. Er läßt die Jahre 1945-49 nochmals Revue passieren und führt in fünf Kapiteln bis zum Oktober 1989. Zugunsten sachlicher Zusammenhänge wird die Chronologie gelegentlich durchbrochen. Als befreundeter Studien- und Fachkollege seit 1947 ist der Rezensent sicherlich besonders empfänglich für den atmosphärischen Reiz von Detailbeobachtungen an gemeinsam oder ähnlich erlebten Situationen, Örtlichkeiten und Personen. Ungeachtet dessen ist er vom bedeutenden Wert des Buches auch für andere und speziell für Leser aus nachfolgenden Generationen überzeugt.

Hütt, der von jung an ständig aufschreibt, was ihn bewegt, verknüpft das Persönliche und Familiäre mit der Reflexion der nahen bis weltweiten politischen Bedingungen dafür. Aufmerksame eigene Beobachtungen und sehr emotionale, engagierte, persönliche Urteile werden durch die notwendigsten Informationen über Personen und Zeitgeschehen ergänzt, die diesen speziellen Lebensweg erklären helfen. Von allgemeinem Interesse sind die Belege für die Entfaltungsmöglichkeiten wie die Probleme, die ein zum Intellektuellen werdender bildungshungriger Arbeitersohn in der DDR hatte, die Motivationen für ein Beharren auf dem Versuch, in Deutschland eine Gesellschaft einzurichten, in der »die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist«, bis zu der

bitteren Feststellung am 7. Oktober 1989: »Wir hatten zu lange gehofft ...« (S. 448), und vor allem die Innenansichten vom Kulturleben und einem Zweig des Wissenschaftsbetriebes in der DDR.

Der 19jährige Hütt, zeitweilig Landarbeiter bei Eilenburg, sah im Sommer 1945 erstmals einen Artikel von sich gedruckt, den er an die *Volkszeitung* der KPD in Halle eingesandt hatte. In atemberaubendem Tempo wurde er dann deren freier Mitarbeiter, Angestellter im Kulturamt, Mitglied eines Jugendausschusses, Teilnehmer eines Lyrikzirkels um den späteren Lektor und Schriftsteller Friedrich Döppe, KP-Mitglied und am 30. Januar 1946 einer der 18 ersten Arbeiterstudenten in einem halb-jährigen Sonderkurs der Universität Halle, der Vorbereitung aufs Abitur mit Vorlesungsbesuch kombinierte. Von der Geschichtswissenschaft wechselte er bald zur Kunstgeschichte bei Wilhelm Worringer, mußte dann den Unterhalt für die eben begründete Familie durch journalistische Arbeit verdienen. Die Erfahrungen eines sozialen Milieuwechsels, ein starker Antrieb zur kulturellen Volksbildungsarbeit aus bester sozialdemokratischer Tradition, tief sitzende Abscheu vor jeder Art Uniformierung, hingegen hartnäckiges Bestehen auf eigener Meinung ergaben einen Charakter, der kompromißloses Streiten mit warmherziger Freundlichkeit und Leistungsbereitschaft für das Gemeinwohl verbindet. Gepaart mit einer großen wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit und schriftstellerischem Geschick führte das zu bemerkenswerten Erfolgen wie Niederlagen in der Gesellschaft.

Hütt war Wirtschaftsredakteur, Klubhausleiter der Gesellschaft für deutsch-sowjetische Freundschaft in Eisleben, dann wieder Student und Aspirant in Halle, Assistent an der Leipziger Universität, bis er nach Diskussionen um den Mauerbau zum zweiten Mal und endgültig aus der SED ausgeschlossen wurde und fortan als freier Kunstschriftsteller leben mußte. Nur einmal noch, 1969-71, wurde er Direktor der Staatlichen Galerie Moritzburg in Halle – und kündigte, weil er seine Konzeption nicht verwirklichen durfte. Er traf aber immer wieder auf Menschen wie den Verleger Bruno Henschel, die ihm mehr vertrauten als der Funktionärsapparat, und Künstler wählten ihn beharrlich in Leitungen ihres Verbandes und in

Beiräte. Er erwähnt nur einen Teil seiner vielen Veröffentlichungen, wie auch die Hemmnisse und Verzögerungen durch zu geringe Papier- und Druckkapazitäten. Ein nach fünf-jähriger Arbeit 1972 abgeschlossenes, 1974 nochmals ergänztes Buch über die Grafik in der DDR erschien erst 1979. Das mußte den Autor wie die behandelten Künstler enttäuschen. Dennoch konnte er mit dem wagemutig im Jahr der Promotion (1957) begonnenen, von 1959 bis 1988 in acht überarbeiteten Auflagen, insgesamt etwa 100 000 Exemplaren erschienenen *Wir und die Kunst* (Henschelverlag) wahrscheinlich mehr Leser an ein Verständnis der Weltgeschichte der Kunst heranzuführen als irgendein anderer Autor in der DDR. Mit dem aus der Dissertation bei Johannes Jahn erwachsenen Buch über die für den zum Teil sozialkritischen Realismus des 19. Jahrhunderts wichtige Düsseldorfer Malerschule (Seemann-Verlag 1964, erweitert 1984, überarbeitet 1995) ging er der allgemeinen Forschungsentwicklung um Jahre voraus.

Hütts Erinnerungen sind eine wichtige Stimme in dem mühsamen Versuch, endlich auch den Menschen aus dem westlichen Teil Deutschlands sowohl das alltägliche Leben, als auch das Kunstschaffen in der DDR – und den Beruf, die Absichten und Möglichkeiten eines für den Realismus eintretenden Kunstkritikers – begreiflicher zu machen. Trotz der Zurücksetzungen, die er erfuhr, ging der Autor weder in Opposition, noch schreibt er jetzt eine wohlfeile Abrechnung. Dominierend ist eine zunehmende zornige Enttäuschung über die Selbstzerstörung des Gesellschaftssystems, an dessen Kultur er so hoffnungsvoll und tatkräftig mitwirkte. Die tiefsten Schatten auf sein Leben warf die Teilung des deutschen Volkes, die auch seine Familie teilte. Die Demütigungen und Schmerzen, die ihm Abgrenzung und jahrelange Reiseverweigerungen bereiteten, vertieften noch die emotionale Bedeutung, die natürlicherweise den Kindheitserinnerungen zukommt. So gelangte er für sich zu dem sicher nicht zu verallgemeinernden Schluß (S. 414), daß er in Halle zwar vier Jahrzehnte lang Behausung fand, aber nicht wirklich heimisch wurde. Dennoch verdankt ihm die Kunstszene dieser Stadt sehr viel.

PETER H. FEIST

Ute Klammer, Sabine Plonz (Hrsg.): Menschenrechte auch für Frauen?!, Band 11 der Schriftenreihe »Auf der Suche nach der verlorenen Zukunft«, hrsg. von Hanna Behrend, trafo verlag dr. wolfgang weist Berlin 1999, 208 S.

Publiziert werden in diesem Band Beiträge, die im Dezember 1998 auf einer Kooperations-tagung der Evangelischen Akademie Iserlohn und des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts der Hans-Böckler-Stiftung (WSI) zum Thema Reform der Arbeitsgesellschaft gehalten wurden. Die Autorinnen stellen sich der Aufgabe, sich »wieder auf gesellschaftliche Leitbilder im Sinne eines gesamtgesellschaftlich wünschenswerten Entwicklungsziels« (Pfarr) zu besinnen. Sie besinnen sich auf die Menschenrechte.

Fünfundzwanzig Jahre vorher, 1948, hatten die Vereinten Nationen die 1789 erstmals definierten Menschen- und Bürgerrechte durch das Recht auf soziale Sicherheit, Wohnung und Arbeit – und durch die Einbeziehung der Frauen – ergänzt. Damit sollte jegliche Diskriminierung auf der Basis von Geschlecht ausgeschlossen werden. 1996 erklärte der Zukunftsbericht der Freistaaten Bayern und Sachsen die »Erwerbsneigung« der Frauen zu einer der Ursachen der Massenarbeitslosigkeit und schlug »Bürgerarbeit« als einen möglichen Ausweg vor. In diesem Spannungsfeld diskutieren die Autorinnen die Menschenrechtsthematik aus feministischer Sicht.

Ines Holthaus gibt einen konzentrierten Überblick über Menschenrechtsdefinitionen, -dokumente und Frauenrechte, der allein schon die Lektüre des Buches lohnte. Er vermittelt Fakten, die frau/man nie erfahren oder längst wieder vergessen hat, aber doch kennen mußte. Der Beitrag richtet den Blick, der durch Politiker und Medien ständig nur auf die Verletzungen der Menschenrechte in anderen Ländern und Kontinenten gerichtet wird, auf die geschichtsträchtigen Potenzen, die in der Menschenrechtsproblematik generell stecken, und vor allem auf das Auseinanderklaffen der De-jure- und der De-facto-Situation hier und heute. Zwei biographische Beiträge zeigen,

daß Menschenrechtsgeschichte immer auch eine Geschichte des Ausschlusses von Frauen und des Kampfes von Frauen um Teilhabe an allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens war. Marlies Mrotzek schreibt über Olympe de Gouges, die 1789 die männlich definierte/dominierte Öffentlichkeit in Frage stellte, für die Frauen bürgerliche Rechte einklagte und dafür 1793 geköpft wurde; Astrid Franzke über Luise Otto-Peters, die unter dem Motto »Wer nicht frei für sich erwerben darf, ist Sklave« für das Recht der Frauen auf Bildung und auf Erwerb kämpfte. Die Schlußfolgerung aus alledem, so Gisela Notz in ihrem Beitrag: Bei aller nicht zu bestreitenden Verbesserung der rechtlichen Situation der Frau – die Diskriminierung dauert an, und die Auseinandersetzung dauert an, auf vielen Gebieten, vor allem auf dem Arbeitsmarkt.

Dem gelten die übrigen Abschnitte des Buches – namentlich dem »dritten Sektor« und der »Bürgerarbeit«. Im männlich geprägten öffentlichen Diskurs wurde die Bürgerarbeit als zukunftsträchtig offeriert: denn sie sollte gemeinwesenorientiert und niedrig bezahlt sein. Alle Autorinnen nehmen die Vorschläge ernst, auch deshalb, weil es sich um erste – wenn auch ins Neo-Liberale gewendete – Reaktionen auf u.a. feministische Forderungen nach Neudefinierung und Neubewertung von Arbeit handelt, die traditionell und überwiegend unbezahlt von Frauen geleistet wird. Ute Klammer und Christina Klenner setzen sich detailliert mit verschiedenen prominenten gesellschaftspolitischen Konzepten auseinander (Zukunftskommission Bayern/Sachsen; Club of Rome; »New-Work«-Konzept u.a.). Sie kritisieren vornehmlich drei Punkte: 1. daß die Konzepte geschlechtsindifferent formuliert sind, obwohl es in der Logik der Arbeitsmarktpolitik liegt, daß dafür vornehmlich Frauen in Frage kommen, 2. daß mit dem vorgesehenen Niedriglohn der traditionelle Ausschluß von Frauen aus der Teilhabe an Öffentlichkeit und Kultur auf moderne Weise fortgeschrieben wird, und 3. daß Finanzierungsmodi nicht einmal angedacht werden.

In kompetenten Artikeln werden Erfahrungen von Frauen untersucht, die bereits im »dritten Sektor« arbeiten: Karin Andruschow analysiert Frauenprojekte, Gabriela Simon den personennahen Dienstleistungssektor,

Mechthild Hartmann-Schäfers ehrenamtliche Arbeit von Frauen in den Kirchen und Sabine Plonz kirchliche und sozialetische Beiträge zur Suche nach der Zukunft der Arbeit. Die Autorinnen sehen in der gemeinwesenorientierten und personennahen Arbeit durchaus Chancen, vorausgesetzt, bestimmte gesellschaftliche Bedingungen werden umgebaut. Sie sind nachzulesen. Zum Kern des ganzen, der Finanzierung, fällt den Autorinnen auch nur ein Zauberwort ein: »Mischfinanzierung«.

Wirklich Spaß macht an dem Buch, daß die Autorinnen Utopien entwickeln, »Visionen, in denen bestimmte soziale Interessen sich widerspiegeln,« (Hanna Behrend), und daß sie bei aller Konkretheit nicht aus dem Auge verlieren, was die Herausgeberinnen Ute Klammer und Sabine Plonz als Maßstab formulieren: »Fragen von Arbeit, Demokratie und Menschenrechten im Zusammenhang« sehen und die Menschenrechte als »Verbindung demokratischer, wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Menschenrechte« behaupten.

RENATE ULLRICH

Felicia Langer: Miecius später Bericht. Eine Jugend zwischen Getto und Theresienstadt, Lamuv Verlag Göttingen 1999 (16,80 DM)

Der Reihe von Bänden über die Leiden der Palästinenser in den besetzten Gebieten hat die seit 1990 in Tübingen lebende israelische Rechtsanwältin und Trägerin des alternativen Nobelpreises nun ein kleines Buch hinzugefügt, das die grausige Jugend ihres Ehemannes Mieciu Langer zum Gegenstand hat. In vieler Hinsicht bestätigt dieser »späte Bericht« die Feststellung von Psychologen, die mit traumatisierten Nazi-Opfern arbeiteten, daß viele dieser Opfer ihre Vergangenheit jahrzehntelang verdrängen, daß sie jedoch im höheren Alter sich öffnen, die Vergangenheit zu bearbeiten beginnen.

Auslöser des Berichts ist der Wunsch Miecius, nach fünfzig Jahren seine Geburtsstadt Krakau und die Stationen seines Leidens in den KZs der Nazis zu besuchen, wo er 1947 seine spätere Frau Felicia kennenlernte. Mie-

ciu spricht, endlich, und Felicia schreibt. Und beinahe gewinnt man den Eindruck, als ob mehr als ein halbes Jahrhundert Schweigen über selbst erlebte Scheußlichkeiten eine Distanz schaffen könnte, die die Hörerin des Erzählten nicht herzustellen vermag: »Ich fragte Mieciu einmal, ob er sich vorgestellt hat, wie seine Eltern und sein Bruder starben. Er verneinte das und meinte, er wolle es nicht wissen« (S. 10), oder, als es abermals um seinen Bruder und das Schicksal seiner Mutter geht, die vermutlich direkt aus dem Getto ins Vernichtungslager Treblinka gebracht wurden, schreibt die Verfasserin: »Ich unterbreche das Schreiben, denn ich kann nicht mehr« (S. 44). Mieciu aber kann sprechen, zumindest über Teile des Erlebten. Stehen also doch noch Bruchstücke der Mauer des Verdrängens, der Angst vor dem Ausleuchten der tiefsten Winkel seelischer Verletzungen?

Die authentische Schilderung des Lebens- und Leidensweges von Mieciu Langer ist der erschütternde Bericht all der Horrortaten, die die Menschen in Polen und anderen von der Nazi-Wehrmacht besetzten Gebieten, allen voran die Juden, zu erleiden hatten. Nichts ist dort zu erfahren, was man nicht schon längst wüßte: Enteignungen, Zwangsarbeit, Vernichtung durch Arbeit, schlimmste sadistische Quälereien, willkürliche Erschießungen, Juden als Dressurobjekte für auf sie gehetzte scharfe Hunde ... Jedoch geht es hier nicht um das Aufzählen dieser gezielten, massenhaft betriebenen, Menschen vernichtenden Verbrechen. Das Erschütternde an diesem Buch ist seine Echtheit, das Aufsteigen des Entsetzens beim Leser. All dies entsteht durch die menschliche Wärme der schreibenden Person, die den Leidensweg ihres geliebten Partners nach fünfzig Jahren gemeinsamen glücklichen Lebens erfährt, deren eigene Schrecken über diesen Bericht sich in einer Sprache niederschlagen, deren Menschlichkeit und Mitgefühl, aber auch deren Kraft den Leser in den Bann schlägt. Mit Schauer verfolgt man so den Lebensweg eines Menschen, den man selbst über diese sehr intim gehaltene Erzählung kennen und lieben lernt, eines Menschen, der noch nicht einmal im KZ und unter fürchterlichen (Über-)Lebensbedingungen ganz seinen Humor verloren hat – was möglicherweise dazu beitrug, daß er überlebte.

Das Erzählen der nicht gelebten frühen Jugend des Mieciu Langer beginnt mit den Erfahrungen des Zwölfjährigen beim Einmarsch der Nazis, beschreibt die sich immer weiter verschlimmernden Lebensbedingungen im Getto, die Lager Plaszów, Częstochowa, Buchenwald, Rehmsdorf und schließlich Theresienstadt. Es ist ein Weg von einer Hölle zur nächsten und schlimmeren. In Cze,stochowa befand sich Mieciu dank qualifizierter Arbeit in einer, den Umständen entsprechend, halbwegs sicheren Situation, auch wenn er durch die Launen der Wachmannschaften immer gefährdet war. Bis dahin war er mit seinem Vater zusammengeblieben. Dieser sollte nun deportiert werden, Mieciu schloß sich ihm an, obwohl er nicht auf der Liste stand. Beide kamen nach Buchenwald, durchlitten die Quälerei der »Ver-nichtung durch (sinnlose) Arbeit«. In diesem Lager trennten sich ihre Wege. Mieciu wurde nach Rehmsdorf verfrachtet, von dort ging es in einem Todesmarsch noch im April 1945 nach Theresienstadt, wo die überlebenden Häftlinge am 8. Mai von sowjetischen Truppen befreit wurden. Mieciu stand buchstäblich am Rande des Todes.

Es kann hier nicht darum gehen, den Inhalt, die Barbarei, die Quälereien und den Kampf der Häftlinge um das schiere Überleben wiederzugeben. Wichtig sind die Erinnerungen, die zum Vorschein kommen, der Überlebenswillen und die Zweifel an der Richtigkeit des eigenen Verhaltens, vor allem im Augenblick der Trennung vom Vater. Wichtiger noch ist die Sprache, weil sie den Lesern und Leserinnen in Empathie hineinzwingt, die Gefühle dieses aus rassistischen Gründen zum Opfer der Nazis gewordenen Jungen nicht nur nachvollziehbar, sondern fast erlebbar macht. Hier liegt die Botschaft dieses Buches: Menschen fühlen zu lassen, was Menschen anderen Menschen angetan haben und antun können. Und genau da beginnt dieses Buch über die Erzählung des Grauens hinauszuwachsen und politisch zu werden: Die Entscheidung der Langers, Israel zu verlassen, wo die Verteidigung von Palästinensern durch Felicia sich für diese eher strafverschärfend auswirkte, und nach Deutschland zu gehen, war natürlich von Sorgen, Zweifeln und Ängsten begleitet. Als offene Menschen lernten sie schnell zu differenzieren, sahen die braunen Schatten der

Vergangenheit, aber auch die hellen Flächen der Freundschaft, der Solidarität, der kritischen Aufarbeitung deutscher Vergangenheit und Schuld.

Miecius »später Bericht« wurde zum Anlaß, ihn in Schulen und Kirchengemeinden einzuladen, von seinen Erlebnissen und dem menschenverachtenden rassistischen Terror der Nazis zu sprechen, in den er stets auch die Verfolgung der Sinti und Roma, der Schwulen, der Behinderten und all jener einbezieht, die aus politischen und moralischen Gründen dem faschistischen Terror Widerstand entgegensetzen versuchten. Zehn Jahre nach der Übersiedlung der Langers, zehn Jahre nach der deutschen Einigung und angesichts des Anwachsens alt-neu-brauner Gewalttätigkeit ist dieses Buch ein hervorragender Einstieg in die dringend notwendige Behandlung des Themas in unseren Schulen. Und Mieciu als Zeuge scheußlichster Vergangenheit ist eine Person, die nicht nur Authentizität, sondern auch jene Dimension von Menschlichkeit vermitteln kann, die durch das rein numerische Aufzählen der Schandtaten des deutschen Faschismus letztlich abstrakt und unerfahrbar bleiben muß.

WERNER RUF

Elviera Thiedemann:
Die Eleganz der Eseltreiber.
Tagebuch Januar 1991 bis
Dezember 1993, trafo-Verlag dr.
wolfgang weist Berlin 2000,
230 S. (30,80 DM)

Sollte Elviera Thiedemanns neueste Publikation im »Literarischen Quartett« vorgestellt werden, so wäre ein Disput über die Auslegung des Titels zu erwarten. Zu Recht, denn die Autorin persifliert hier offensichtlich das Ost-West-Verhältnis, indem sie in den westdeutschen Herren die Eseltreiber sieht und in den Ostdeutschen die Esel, die zwar etwas störrisch sind, letztlich aber doch jeder hingehaltenen Banane folgen. So etwa sieht das Bild aus, das die Autorin uns über die zweite Etappe des Vereinigungsprozesses zeichnet. In ihrer ersten Tagebuch-Veröffentlichung (»Es kam ein langer lichter Herbst« – vgl. UTOPIE

kreativ 113) erlebten wir eine Frau, die aktiv im Leben stand und an allem um sie herum reges Interesse zeigte, die aber dennoch in ihrer kleinen und überschaubaren Welt von den geschichtlichen Ereignissen überrollt wurde. Jetzt, in dem nunmehr vorliegenden zweiten Band, tritt uns eine Frau entgegen, die sich im Aufbruch befindet, in der Erschließung einer neuen, selbstbestimmten persönlichen Entwicklung und damit auf dem Weg in eine neue Gesellschaft. Mithin ist es nunmehr auch weniger der Verlust (des Alten und Vertrauten), was den Inhalt des Textes bestimmt, als vielmehr die Auseinandersetzung mit dem Neuen, mit der Wirklichkeit im vereinigten Deutschland. »Es gibt immer wieder einen Anfang, das Leben ›schenkt immer wieder Rosen‹«. (S. 142) Diese Lebensmaxime, von einer Freundin geäußert, scheint sich für die Autorin immer wieder aufs neue zu bestätigen. Sie läßt uns an ihrem veränderten Leben teilhaben, an ihren Sorgen und Nöten, an ihren Freuden und Entdeckungen, an ihren Zweifeln und Bedenken, aber auch an ihrer Empörung und Wut – nicht zuletzt über die »Esel« in ihrem Umfeld und die »Eseltreiber«.

Im ersten Abschnitt ihrer Aufzeichnungen (1991) schildert sie ausdrucksstark verschiedene Seiten ihres Lebens in einer sie beengenden kleinen erzebirgischen Stadt. Ihr Herz zieht es immer wieder fort in die Großstadt Berlin, wo sie als aufgeschlossene, politisch interessierte und künstlerisch kreative Frau das Echo findet, das sie zu Hause vermißt.

»Wer immer nur so lebt, daß die Nachbarn sich nicht das Maul zerreißen, verpaßt die schönsten Augenblicke. Die lassen sich nämlich nicht planen, die ergeben sich einfach, und man muß sie nutzen oder vorbeigehen lassen.« (S. 143) Die Aufzeichnungen sind teils dokumentarisch abgefaßt, in Form umfangreicher Zitate aus der Presse, teils persönlich gehalten. Diesem unvermittelten Nebeneinander verschiedener Ebenen versucht die Autorin mit dem Vorsatz zu begegnen, die »geschichtliche Entwicklung in den Jahren 1991 - 1993« so wiederzugeben, wie sie sie erlebt hat. (S. 11) Gelingen ist ihr dies im ersten Abschnitt nicht besonders. All zu sehr stehen die verschiedenen Inhalte hier nebeneinander, die große Politik auf der einen Seite und die kleinen Alltagsprobleme der Autorin auf der

anderen. Die Abschnitte zwei und drei, die Jahre 1992 und 1993 betreffend, wo die Autorin über ihre Arbeits- und Wohnzeit in Berlin berichtet, sind dagegen die stärkeren Teile des Buches. Hier ändert sich auch der Stil ihrer Darstellung. Auf lange Zitate wird verzichtet, dafür gewinnen Aufzeichnungen eigener Gedanken an Raum und es werden ausdrucksvolle persönliche Briefe in die Darstellung mit einbezogen. Wir erfahren so anschaulich die Wandlung einer Klein- zu einer Großstädterin. Ihr Blick auf Berlin, ihrer »Fast-Heimat« (S. 174), ist nicht mehr der einer Besucherin, sondern wird schärfer und tiefgründiger. Die Autorin führt den Leser durch ein Labyrinth von Themen und Betrachtungen, welches neugierig macht auf die nächste Wegbiegung, aber auch nachdenklich stimmt über die betrachteten Gegenstände. Man wird hier zu eigenen Positionen herausgefordert, was zum Beispiel die Geschichte der DDR anbetrifft oder auch die Rolle der Frau. Es macht Spaß, den Gedanken der Autorin zu folgen, ihrer Bejahung, wie auch ihren Zweifeln sowie ihrer Empörung und Wut über bestimmte Darstellungen und Äußerungen von Wissenschaftlern, Politikern, Literaten etc.

SIGRID BUSCH

**Karl Drechsler: GegenSpieler:
John F. Kennedy –
Nikita Chruschtschow,
Fischer Taschenbuch Verlag
Frankfurt/M. 1999,
185 S. (16,90 DM)**

Der Fischer Taschenbuchverlag hat eine neue biographische Reihe kreiert: »GegenSpieler«. In dieser populärwissenschaftlichen Sammlung soll Eric Hobsbawms These vom »Jahrhundert der Extreme« personifiziert nachzuvollziehen sein. Im Presse-Begleittext zitiert der Verlag Le Corbusier: »Jeder hat seinen Lieblingsgegner. Ohne ihn wäre unser Glück nicht vollkommen.« Schlüsselerfahrungen des Jahrhunderts – so wie sie der Verlag und sein verantwortlicher Herausgeber Claudio Gallo sieht – bestimmen die bislang erschienenen und angekündigten Titel: Die deutsche Teilung (Gerhard Löwenthal – Karl-Eduard von Schnitzler), die Pop-Revolution (The Beatles

– The Rolling Stones), die schwarze Bürgerrechtsbewegung in den USA (Martin Luther King und Malcolm X), der globale Kampf der Markenkulturen (adidas – Nike), die Auseinandersetzung um Frauenbilder (Simone de Beauvoir – Brigitte Bardot). Andere Antagonisten sollen Lady Di und Queen Elisabeth II. oder Andy Warhol und Joseph Beuys sein.

Mit einem GegenSpieler-Paar, das tatsächlich den Kalten Krieg als einen der zentralen Konflikte der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts personifiziert, wurde ein ostdeutscher Historiker beauftragt. Es steht zugleich für seine global heißeste Zuspitzung in der Kuba-Krise wie auch für die ersten Ansätze eines Ausbrechens aus der tödlichen Logik des nuklearen Wettrüstens und der verfestigten Feindbilder. Die schlimmste Krise zwischen ihren beiden Staaten und Blöcken konnten sie entschärfen. Sie hatten aber keine Gelegenheit mehr, über erste Schritte hinaus dieses Umdenken noch in Verantwortung auch praktizieren zu können. Nikita Sergejewitsch Chruschtschow und John F. Kennedy standen elf beziehungsweise knapp drei Jahre an der Spitze ihrer Länder, nur die letzten Jahre gleichzeitig.

Karl Drechsler gelingt es, von beiden Politikern und ihrem innen- wie außenpolitischen Handeln ein faszinierend dichtes Bild zu zeichnen, vor allem die sozialen und politischen Zusammenhänge ihres Entwicklungsweges an die Spitze der beiden Supermächte zu verdeutlichen. Seine Leistung ist nicht das Aufdecken neuer wissenschaftlicher, historischer Fakten. Dafür kann er auf eine Vielzahl solider Studien zurückgreifen. Aber er vermag das Spannungsfeld in beiden Ländern und den Spannungsbogen zwischen beiden Supermächten und ihren zeitweilig entscheidenden Protagonisten aufzuzeigen. Dabei verzichtet Drechsler wohlthuend auf die Stereotype des Kalten Krieges, die nach dem Ende desselben in ihrer westlichen Ausprägung unfröhliche Urstände feiern. Präzise, mit Gespür für die historischen Ursachen und Zusammenhänge, liefert er treffende Charakteristiken der US-amerikanischen und sowjetischen Gesellschaft jener Zeit.

Biographien und Doppelbiographien haben ihren besonderen Reiz für den Leser. Im Unterschied zu den gängigen historischen und

politikwissenschaftlichen Studien vermögen sie – wenn sie gut und populär geschrieben sind –, Geschichte an Identifikations- und Reibungsfiguren nacherlebbar zu machen. Die staubtrockenen Überlieferungen werden auf einmal zum Handeln lebendiger Menschen, in die der Leser sich hineinversetzen kann. Zumal im Zeitalter der elektronischen Medien, des Fernsehens kennen die Leser die Gesichtszüge, die Mimik, oft auch den Klatsch über diese Personen. Natürlich, Chruschtschow und Kennedy waren noch Figuren des frühen Fernsehens, aber sie sind in zahlreichen Filmkonserven präsent. Wie oft flimmerten die letzten Minuten Kennedys vor seiner Ermordung im offenen Wagen in Dallas/Texas oder seine Rede zur Amtseinführung über die Fernseher. Wie oft erschien Chruschtschows cholerisches Schuhklopfen auf seinem Tisch in der UN-Vollversammlung. Im Unterschied zu Kennedy, der alsbald als Ikone der Jugendllichkeit und des US-amerikanischen, freundlich-zukunftsgewissen politischen Establishments vermarktet und glorifiziert wurde, schwiegen die Nachfolger in Moskau den Spitzenmann nach Stalin tot. Aber er war immer präsent bei Berichten aus den frühen sechziger Jahren, er war der meist wegetuscherte Befehlshaber für die heimkehrenden sowjetischen Kosmonauten nach ihrer erfolgreichen Landung, begeistert von den Moskauern begrüßt.

Drechsler entwirft zwei große politische Handlungslinien seiner Antagonisten. Beide stellt er als Reformers in ihrem System dar, dabei vielleicht den sozialen und demokratischen Ansatz Kennedys ein wenig überzeichnend, um ihn seinem Moskauer Pendant ebenbürtig zu machen. Chruschtschow agiert als derjenige, der am entschiedensten – und keineswegs frei von persönlicher Schuld – mit Stalin und dessen Verbrechen brach. Er suchte eine Reformierung des sozialistischen Systems, letztlich allerdings bei allem Tauwetter doch wieder mit stalinschen Methoden.

Das zweite Feld beider Protagonisten ist die Suche nach Wegen für ein Zusammenleben in dieser Welt bei Beibehaltung der eigenen Siegesgewißheiten für ein System der sozialen Gerechtigkeit oder der persönlichen Freiheit. In den Krisen um Berlin 1961 und in der Kuba-Krise im Oktober 1962 bewiesen beide

Spitzenpolitiker Mut, über bisherige Verhaltensmuster hinauszugehen, die Logik der Eskalation zu durchbrechen. Und das, obwohl Chruschtschow diese Krise letztlich provozierte und sie ihm aus den Händen zu gleiten drohte. Durch die Stationierung von sowjetischen Kernwaffen und Raketen auf Kuba wollte er der US-amerikanischen Bedrohung für das revolutionäre Inselvolk Paroli bieten, ging aber in dieser Frage doch weit über ein vertretbares Risiko hinaus. Die US-amerikanische Reaktion entsprach der Logik des Kalten Krieges. Diese brachte die beiden Supermächte angesichts ihrer unmittelbaren Kampfstellung gegeneinander an den Rande eines Nuklearkrieges. Aber beide Politiker wideretzten sich ihren Hardlinern und suchten in einer ausgewogenen, zugespitzten Situation unter Beachtung der Interessen der jeweils anderen Seite einen Ausweg zu finden. Und sie fanden ihn in einer Politik der friedlichen Koexistenz, ohne auf den Wettbewerb ihrer Systeme verzichten zu wollen.

Sie konnten sich dieses Erfolges nicht lange erfreuen. Ihre innenpolitischen Gegner suchten sie erfolgreich auszuschalten. Kennedy fiel aus immer noch ungeklärten Motiven einem Attentat zum Opfer. Chruschtschow erlebte in seinem Sturz wenigstens einen gewissen Erfolg seiner Entstalinisierungs-Bemühungen. Er verlor zwar alle seine Ämter, wurde zur Unperson erklärt, konnte aber als Staatspensionär seinen Lebensabend beschließen. Diese Zeit nutzte er für seine Memoiren, die ihn nochmals als einen zutiefst lernfähigen Politiker zeigten, der mehr und mehr hinter die Geheimnisse und Bedrohungen seines Gesellschaftsmodells blickte.

Beide Protagonisten entstammen sozial sehr unterschiedlichen Kreisen: Der in harter, entbehrungsreicher Zeit sozialisierte Arbeiter contra dem behüteten und vom Vater gelenkten Millionärssohn. Beide lebten sehr unterschiedlich – der eine volkstümlich, durchaus machtbewußt, der andere sowohl als Playboy wie als Staatsmann. Beiden gemeinsam war ein kritischer Blick für die eigene Gesellschaft und das Wissen um die tödliche Bedrohung, die aus dem Kalten Krieg ihrer Systeme herrührte. Sie suchten neue Wege, jeder auf seine Weise, meist als »GegenSpieler«, in der entscheidenden Krise aber tatsächlich gemein-

sam. Das macht wohl die Größe von Politikern aus. Nicht mehr das Streben um größere Macht und Stärke, sondern die kritische Sicht auf die Schwachpunkte der eigenen Gesellschaft, auf die eingefahrenen und verhängnisvollen Zwangsläufigkeiten des Umgangs mit dem Umfeld, auch dem bislang ewigen Gegner. Drechsler schließt sein Buch mit einem Brief Jacqueline Kennedys unmittelbar nach der Ermordung ihres Mannes an Chruschtschow. Sie erinnerte daran, wie wichtig ihrem Gatten der Friede war und die Freundschaft mit dem Moskauer Spitzenpolitiker: »Sie und er waren Gegner, die jedoch die Überzeugung verband, daß man die Welt nicht in die Luft sprengen darf. Sie respektierten einander und kamen miteinander aus.« (S. 162)

STEFAN BOLLINGER